

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 188 Bydgoszcz / Bromberg, 19. August 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von Adolph Johannes Fischer.

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ich fühle mich wirklich ganz bei Kräften und schon fast gesund. Nur mein Kopf ist noch schwer und schmerzt.

Viktor hat mir in die Kleider geholfen, er und Willy suchen mich listig zu überreden, gewaltsam zurückzuhalten, logisch von meinem Entschluß abzubringen.

Sie scheitern an meinem Starrsinn.

„Du bleibst hier, Fred!"

„Nein, Willy!"

„Bitte, hierbleiben!"

„Nein, Viktor!"

„Du bist ja wahnsinnig, Fred!"

„Ich bin nicht wahnsinnig, Willy. Ich weiß, was ich will.

„Du willst zu Lady Diana. Da wird Natas dich töten! Denke doch daran, was er schon getan hat! Er schreckt vor nichts zurück, um seine Verluste zu rächen. Weißt du, wie viele Menschen der Tod hinweggerafft hat, den er für uns bestellt hat?"

„Natas tötet nur aus dem Hinterhalt. Ein offizieller Mord wird offiziell vom Gericht bestraft. Darauf läßt sich auch ein Natas nicht ein. An allem, was bisher geschehen ist, wirst du nichts finden, dessen du ihn überführen könntest. Ich aber werde vor aller Augen zu Lady Diana fahren, ich werde vor aller Augen ihr Haus betreten und niemand wird mir ein Haar krümmen. Aber ich werde dort Lady Diana töten!"

„Dann wird man dich als Mörder richten! Du weißt ja nicht, Fred, was du tust! Du bist von Sinnen!"

„Ich übe Vergeltung. Auge um Auge, Zahn um Zahn! Kein Gericht der Welt hilft mir jetzt, kein Gesetz macht mir Marion wieder lebendig. Niemand straft Diana. Da muß ich selber richten und strafen. Dann erst darf ich mich dem Urteil menschlichen Gerichtes beugen, um für mich zu sühnen."

„Fred," klagt Willy, „kann ich dich nicht zurückhalten? Gibt es nichts, bei dem ich dich beschwören könnte? Beim Andenken an deinen Vater? An deine Mutter? Willst du ein Mörder werden?

„Ich will ein Mörder werden, Willy."

Willy faßt meine Hände.

„Viktor!" ruft er. „Hilf mir! Laß ihn nicht fort!"

„Willy! Viktor!"

Ich habe nur leise die beiden Namen gerufen. Vielleicht auch traurig. Aber etwas in meiner Stimme muß sie überzeugt haben, daß selbst ihre Sorge, ihre Treue mich nicht mehr rühren können und daß sie mir das Leben nehmen müßten, um mich zurückzuhalten.

„Guter Willy! Guter Viktor! Niemand wird mich hindern!

Ich entsteige dem Wagen vor dem Palast Dianas.

Es ist zwei Uhr nachts.

Im Westen leuchtet noch immer der Glutschein des brennenden Theaters.

Der betreßte Portier tritt vor.

„Lady Diana Gonzaga ist nicht im Hause, mein Herr."

„Lady Diana ist im Hause."

„Ich darf niemanden vorlassen, mein Herr."

„Ich werde erwartet."

„Wen darf ich melden?"

„Ich melde mich selber."

„Mein Herr —

Der herkulische Diener vertritt mir den Weg.

Vielleicht bin ich ein Narr. Vielleicht habe ich unrecht getan. Jedenfalls liegt dieser Mensch jetzt am Boden. Mein Faustschlag hat ihm die Besinnung genommen. Vielleicht handle ich böse, ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß ich so handeln muß.

Zigarettenrauch durchkräuselt den Raum, bunte Ampeln leuchten. Lady Diana richtet sich lässig empor, sieht erstaunt von ihrem Lager auf, erkennt mich. Ihre schönen, dunklen Augen blicken seltsam auf mich, nicht ängstlich, auch nicht froh.

Ich bin mir nicht klar, was ich sonst noch sehe. Vielleicht gleißendes Gold und schimmernden Brokat, Edelsteine, auch Säulen, aber in dem allen als Mittelpunkt Lady Dianas wunderbares, faszinierendes Gesicht.

„Diana!"

„Fred!"

„Was hast du Marion getan!

Ein schmerzlicher, weicher Glanz schimmert in ihrem Blick, ein rätselhaftes Lächeln liegt auf ihren scharlachfarbenen Lippen.

Dieses Lächeln werde ich nie, nie in meinem Leben vergessen.

Sie flüstert:

„Fred Jansen sagt „du" zu mir!"

„Weil ich dich hasse, Diana!"

„Weil du mich hassest, Fred?"

Ihr Gesicht ist schön, ja! Man könnte Mitleid mit ihr haben, wenn sie nicht Marion —

„Ich werde dich töten, Diana."

„So sehr liebst du Marion?"

„So sehr liebe ich Marion."

„Warum kannst du mich nicht so lieben, Fred?"

„Ich kann dich so hassen, Diana!"

„Höre mich an, Fred!"

Sie neigt das Haupt ergebungsvoll, sanft und traurig.

„Töte mich, Fred! Aber zuvor höre mich an!"

„Ich höre dich an, Diana."

„Wie gut du bist! — Nun will ich dir auch zeigen, wie sehr ich dich liebe, Fred. — Marion lebt!"

„Du lügst, Diana."

„Ich lüge nicht!"

„Du lügst, um dein Leben zu retten. Du lügst, um es um ein paar armselige Minuten zu verlängern."

„Oh, Fred! . . . Was ist das? . . . Tränen stehen in deinen Augen! . . . Warum weinst du nicht um mich, Fred? . . . Warum kannst du mich nicht so lieben? . . . Höre mich an . . . und dann töte mich! . . . Ja! Ich habe Marion ins

brennende Theater geschickt! Ich habe ihren Untergang gewollt! Weil ich sie gehaßt habe, wie nur ein Weib ein glücklicheres Weib hassen kann . . . Aber dann habe ich an dich gedacht, Fred! . . . An deinen Schmerz um Marion! . . . Nur an deinen Schmerz, Fred! . . . Und bin Marion nachgeeilt . . . ins brennende Haus . . . habe sie gerufen . . . sie hat mich nicht gehört . . . bin ihr nach . . . bis zum Feuer . . . habe sie gefunden . . . meine Diener haben uns beide fortgebracht, bewußtlos . . . sie ist bei mir! . . . Marion ist hier! Noch nicht bei Besinnung . . . aber sie wird gesund werden . . . der Arzt sagt es!"

„Lügen, Diana! Nur Lügen! Sie nützen dir nichts. Gar nichts!"

Diana beachtet meine Worte nicht.

„Wenn ich ganz ehrlich bin, Fred," flüstert zuckend ein brennend roter Mund in einem süßen, blassen, todtraurigen Gesicht, „. . . ich schwanke noch immer! . . . Das Leid um dich . . . es ertrinkt im Leid um mich! . . . Der Haß gegen die andere . . . er brennt in mir! . . . Und ich weiß nicht . . . ob ich sie dir wiedergeben soll . . . oder ob ich . . ."

„Es ist genug, Diana. Willst du noch jemandem schreiben? Dein Ende wird glücklicher sein, als das meiner armen Marion."

Diana erhebt sich.

„Sieh doch, Fred!"

„Sie geht zu einem Portal, zieht einen Vorhang zur Seite.

Und dort liegt Marion!

Sie schlägt die Augen auf.

„Fred! Du bist bei mir! Du bist nicht verbrannt! Oh, Fred!"

„Marion!"

Jubel.

Lady Diana hat sich zu Boden geworfen, hat ihr Gesicht in die Hände vergraben, ihre Schultern zucken in verhaltenem Weinen.

„Diana!" sage ich leise. „Du hast mir Marion wiedergegeben! . . . Kann ich es dir . . . irgendwie . . . vergelten? . . . Ich werde Natas nicht mehr bekämpfen! . . . Ich will seine Verluste auf mich nehmen! . . . Ich werde seine Verbrechen vergessen! . . . Dir zuliebe, Diana!"

Sie blickt verstört in meine Augen.

„Mir zuliebe . . . Ja, Fred! . . . Hast du denn noch nicht gefühlt, daß ich Natas — hasse?"

Marion fühlt sich kräftig genug, sogleich mit mir Lady Diana Gonzagas Palast zu verlassen.

Ich werde Marion zu ihrem Vater führen.

Eine Stimme ruft aus der Halle herauf:

„Diana?"

Das ist Sergis Natas!

Jetzt werden wir uns gegenübertreten, Aug' in Aug'.

Ich stütze Marion.

Was wird geschehen? Mord?

„Hallo!" ruft Natas.

Lady Diana grüßt ihren Freund. Natas verbeugt sich lächelnd vor ihr und vor Marion.

Mir nickt er zu und sagt:

„War der Portier unhöflich? Es scheint, Sie haben ihm eine Lektion erteilt. Lady Diana wird ihn jedenfalls entlassen. Sie holen Fräulein Harder schon bei Lady Gonzaga ab? Geht es schon besser? Wie erfreulich! Ich bin gewiß, Lady Diana würde noch gerne uns alle um ihren Teetisch vereinen. Sie wollen doch nicht schon fort?"

„Sergis Natas!" sage ich. „Wie fühlen Sie sich?"

„Warum?"

„Die Zahl der Toten im Olaftheater —"

„Oh! Erinnern Sie mich nicht daran! Es ist sehr bedauerlich. Gut, daß wir nicht darunter sind! Nicht wahr, Herr Jansen? Sie und Fräulein Harder und Lady Gonzaga und schließlich auch — ich."

Welch ein Zynismus! Ich blicke dem Sprecher in die Augen, er erwidert starr und kalt meinen Blick. Seine Pupillen stechen. Aber sein Mund lächelt.

„Wissen Sie, Herr Natas, wie das Feuer entstanden ist? Sie wissen es nicht?! Kurzschluß! Merkwürdigerweise in unserer Logentür! Starkstrom. Ein armer Logendiener war das erste Opfer. Beinahe wäre ich es geworden!"

„Nein, was Sie nicht sagen!" ruft er mit hochgezogenen Brauen. „Diese Arbeiter heutzutage! Sie sind so nachlässig! Die Kontrolle hat gefehlt. Einige Ingenieure werden hinter Schloß und Riegel kommen. Aber was nützt das im nachhinein? Die Toten werden nicht mehr lebendig."

„Nein! Die Toten werden nicht mehr lebendig, Herr Natas!"

„Warum betonen Sie das so?"

„Finden Sie, daß ich es betont habe?"

„Sie sind überreizt, Herr Jansen! Kein Wunder! Sie tun einem leid, wenn man Sie ansieht. Leiden Sie nicht zuweilen an Halluzinationen?"

„Sobald ich etwas erlebe, das andere für Halluzinationen erklären könnten, sehe ich mir vor, Herr Natas. Ich habe immer Zeugen bei meinen Halluzinationen!"

„Sehr weise, Herr Jansen, und sehr vorsichtig! Und was sagen Ihre Zeugen zu der Theaterkatastrophe?"

„Sie erklären den Blitz aus der Türklinke nicht für die Folge einer Nachlässigkeit der Monteure!"

„Sondern?" fragt Natas lauernd.

„Für ein vorbereitetes Verbrechen."

„Vorbereitet — gegen Sie? Ein Attentat also? Wie auf den armen Staatspräsidenten?" Er zuckt die Achseln. „Schrecklich, schrecklich! Ja, es gibt heute recht unheimliche Dinge!" Um seine Mundwinkel zuckt unheimlicher Spott. „Sie mögen recht haben, Herr Jansen — ich will Ihnen nicht widersprechen." Dann blickt er mir fest in die Augen und sagt mit unverhülltem, mit betontem Zynismus: „Aber daß das ganze Haus abbrannte — das war sicher ein reiner Zufall!"

„Darinnen will ich Ihnen recht geben, Herr Natas!"

Wir werden von Lady Diana und Natas bis in den Garten begleitet, in dem mein Wagen steht.

Diana spricht scheinbar besorgt zu Marion, die ich am Arm führe. Natas geht zu meiner Linken.

Ich höre ihn in liebenswürdigem Plauderton sagen:

„Um von weniger aufregenden Dingen zu reden: Sie wissen doch, Herr Jansen, wie viele Erfindungen in diesem Jahrhundert gemacht und wieder begraben worden sind, ohne daß die Welt von ihnen erfahren hat? Weil die Unternehmungen, die durch sie geschädigt worden wären, sie aufgekauft haben? Kluge Menschen pflegen eine sehr hohe Ablösungssumme und ein behagliches Leben einem Kampfe und einem unbehaglichen Ausgang vorzuziehen. Warum wollen Sie nicht auch für ihren Schützling German May diesen bequemeren Weg einschlagen?"

Natas redet mit einer Impertinenz, als ob er nicht an diesem Tage phantastische Summen verloren, sondern gewonnen hätte.

Freilich — die Ermordung des Staatspräsidenten und die dadurch geschaffenen Kriegsaussichten scheinen ihn plötzlich zum Herrn der Situation gemacht zu haben.

„Warum wollen Sie nicht", fährt er weiter fort, „meine Anregung erwägen? Es wäre doch eine viel einfachere Lösung. Noch ist es Zeit! Veranlassen Sie German May, uns seine Erfindung zu verkaufen! Sie dürfen sehr viel dafür verlangen, Herr Jansen! Über Erwarten viel! Unsere Konzerne haben Geld! Trotz alledem!" Er lächelt. „Und werden sich bald vergrößern! Verkaufen Sie! Und Sie haben alle Ihre Ruhe! Man wird nicht mehr davon reden. Höchstens die Presse wird ein einzigesmal schreiben, daß sich die geniale Idee German Mays in der Praxis nicht bewährt habe. Das ist alles."

„Ihr Vorschlag ist undiskutabel."

Er zuckt die Achseln.

„Tut mir leid. Schade! Ich habe es gut mit Ihnen gemeint. Vielleicht nur um Lady Dianas willen", versetzt er leise, mit einem merkwürdigen Seitenblick. „Aber der Grund ist ja Nebensache."

Wir steigen in den Wagen.

„Sie winken uns nach", sagt Marion. „Die Form ist charmant!"

Marions Vater ist glückselig. Heute noch wird meine Verlobung mit Marion bekanntgegeben werden.

Beide, Tochter und Vater, kommen sogleich noch mit mir in mein Junggesellenheim.

Viktor und Willy begrüßen mich wie einen aus dem Grabe Wiedergekehrten.

„Welches Wunder, Willy! Welch ein Glück, Viktor!"

„Wir wissen schon alles", sagt Willy. „Wir hatten dir für alle Fälle unsichtbare Begleitung zu Lady Diana nachgeschickt."

Jetzt kommt auch German May hereingeeilt, er schüttelt meine Hände und wünscht mir Glück.

„Die wunderbaren Rosen!" ruft er dann. „Jetzt, um drei Uhr morgens! Wer hat sie gesendet? Wie schnell hier der Tratsch läuft! Man weiß offenbar schon überall von eurer Verlobung."

„Rosen?" frage ich. „Wo sind sie?"

„Ja, wo sind sie?" erkundigt sich auch German May. „Vorhin standen sie noch hier."

„Gewiß", antwortet Willy. „Ein herrlicher Strauß. Natürlich von Lady Diana! Zugleich mit ihren Grüßen Blumen zu deiner Verlobung. Entzückende langstielige Rosen in allem Farbenschmelz der Gartenkunst, zart lachsfarben, mattorange, scharlachflammend wie eure Liebe, brennend rot wie Lady Dianas Leidenschaft, chinesischgelb wie ihre Eifersucht."

„Aber wo sind die Blumen, Willy? Ich sehe sie nirgends."

„Im Laboratorium, Fred. Ich habe sie für alle Fälle zur Untersuchung hingeschickt."

„Oh, du glaubst — sicher ist sicher?"

„Natürlich, Fred! Sicher ist sicher! Rosen haben Dornen — und Dornen stechen wie Nadelspitzen."

„Du fürchtest wohl, Willy, es könnte wieder Tetanus daran sein?"

„Ja, ich habe es gefürchtet."

„Es war aber keiner daran!?"

„Nein! Tetanus nicht, Fred! Nur Curare! Altindianisches Pfeilgift! Aber die Wirkung ist ähnlich wie bei Tetanus! Bloß sicherer!"

„Was!"

„Ein unübertreffliches Präparat. Es tötet die Menschen, die so unvorsichtig sind, sich damit zu stechen, binnen zwei Sekunden."

„Ich glaube, ich werde Lady Diana doch noch töten."

„Es steht nicht dafür, Fred, es ist nicht der Mühe wert. Und schließlich — sie tut ja eigentlich doch alles nur aus Liebe zu dir!"

(Fortsetzung folgt.)

Aengstliche Liebe.

Skizze von **Käte Biel.**

Es war spätabends. Der Zug ratterte durch das Land. Der ältere Herr betrachtete nachdenklich das junge Mädchen, mit dem er sich seit zwei Stunden allein im Abteil befand.

Es war ein niedliches, noch etwas dünnbeiniges Elfchen, und es sah aus, als wolle es gleich zu weinen beginnen. Weil es in sich nur den fünften Teil eines Jahrhunderts verkörpern mochte, fragte der ältere Herr endlich teilnahmsvoll in den Lärm der rollenden Räder hinein: „Haben Sie Kummer?"

Das Mädchen sah auf. „Nein!" sagte es mit sehr fester kühler Stimme.

Und dann brach es in ein heftiges Schluchzen aus.

„Also keinen Kummer?" sagte der ältere Herr und betrachtete die Tränenflut.

„Gar keinen!" sagte das Mädchen und weinte weiter. „Nur —"

„Es hängt mit einem Mann zusammen?" fragte der ältere Herr weise.

Das Mädchen tupfte die Augen ab. Es wurde etwas ruhiger. „Ja. Ich fahre jetzt zu ihm ... Wir haben uns nämlich verzankt. In zwei Monaten wollten wir heiraten. — Die Möbel sind schon gekauft — mögen Sie helle Birke leiden? — Ich finde Birke entzückend!"

„Meine Schwiegertochter hat auch ein Zimmer in Birke", sagte der ältere Herr. „Nur die Pflege ist nicht so einfach —."

„Wirklich?" fragte das Mädchen eifrig. „Wissen Sie zufällig, was ihre Schwiegertochter dazu verwendet?" Plötzlich hatte sie — der ältere Herr stellte es mit einiger Rührung fest — einen echten, vernünftige Hausfrauensblick in den Augen. Aber dieser verging gleich wieder. „Es ist alles nutzlos", sagte sie düster, „Walter wird ja nicht am Bahnhof sein, um mich abzuholen. Ich sollte ihm nämlich einen langen Brief schreiben, sonst würde er nicht kommen. Den Brief habe ich auch geschrieben — denn ich bin ja wirklich sehr unfreundlich zu Walter gewesen. Immer so trotzig!"

Der ältere Herr lächelte sehr liebenswürdig. Es schien ihm bemerkenswert, daß ein weibliches Wesen so einsichtsvoll über sich selbst urteilte. „Nun, dann ist doch alles in Ordnung. Er hat den Brief bekommen, und wird Sie abholen —"

„Nein, er wird nicht da sein!" sagte das Mädchen verzweifelt. „Und ich will ihn doch nie, nie mehr durch meine Launen ärgern —"

Über so viel Unlogik war der ältere Herr nun etwas verwundert. „Wie lang war der Brief denn, den Sie geschrieben haben?" fragte er, um das Gestrüpp zu entwirren.

„Sieben Seiten ... — Aber —"

„Sieben Seiten sind genug!" entschied der ältere Herr energisch. „Sie sollten aufhören zu weinen!"

Das Mädchen blickte resigniert vor sich hin. „Walter hat den Brief ja nicht erhalten! Ich habe nur den Namen auf den Umschlag geschrieben, und keinen Ort und keine Straße — — und ihn so in den Postkasten geworfen!"

„Aus Zerstreutheit?" fragte der ältere Herr etwas entsetzt.

„Nein!" sagte das Mädchen, und wurde sehr rot. „Aus — —"

Der ältere Herr verstand. Er blickte erschüttert. „Aus Trotz? Im letzten Augenblick, nachdem alles so schön niedergeschrieben war, wieder der Trotz?"

Das Mädchen schluchzte leise. „Wenn Walter nicht am Bahnhof ist, dann gehe ich für diese Nacht zu meiner Schwester und fahre morgen nach Hause zurück ... Dann will ich ihn nie mehr sehen!"

„Er weiß doch nicht, daß Sie kommen", sagte der ältere Herr entrüstet. „Nehmen Sie Vernunft an!"

Doch das Mädchen machte in diesem Augenblick nicht den Eindruck, als ob es sich von der Vernunft viel verspräche.

Der Zielbahnhof kam in Sicht. Der Zug fuhr langsamer.

„Gehen Sie zu Ihrer Schwester und schlafen Sie aus, damit Sie morgen wieder klare Augen haben und Ihrem Verlobten mündlich sagen können, was in dem Brief gestanden hat!" sagte der ältere Herr väterlich.

„Das Mädchen fuhr auf. „So? Ich sehe nicht gut aus?" Es begann eilig und unruhig in dem Handtäschchen nach Kamm und Spiegel zu kramen. „Verweint, sagen Sie? — Schrecklich!"

„Es ist ganz gleichgültig, wie Sie aussehen", sagte der ältere Herr unerbittlich. Walter ist nicht da, um Sie abzuholen."

Der Zug lief ein. Das Mädchen zog mit zitternden Fingern das Fenster herunter und beugte sich hinaus. Der ältere Herr hörte einen unterdrückten Jubelschrei.

„Er ist doch da!" sagte das Mädchen und war ganz verwandelt. Noch hatte es Tränen in den Augen und zitterte etwas, aber es war ganz in Glück getaucht.

„Das verstehe ich nicht!" antwortete der ältere Herr. „Unterhält die Reichspost beamtete Hellseher? Das müßte eine ganz neue Einrichtung sein!"

Der Zug hielt.

Wartend stand ein netter junger Mann da und strahlte ebenso, wenn auch etwas beherrscht, wie seine winkende Braut. Es war ein ganz durchschnittlicher junger Mann, der aussah, wie hunderttausend andere auch, stellte der ältere Herr sachlich fest, aber für dieses junge Mädchen hier bedeutete er alles Glück der Welt.

„Wie war das denn nun mit dem Brief?" fragte der ältere Herr interessiert.

Das Mädchen wandte sich kurz um. „Der ist an mich zurückgekommen!" sagte es eilig, „aber ich habe Walter vorhin ein Telegramm geschickt, daß ich heute komme ..."

Der ältere Herr suchte sein Gepäck zusammen. „Das hätten Sie auch gleich sagen können!" murmelte er verdrossen.

Doch dann erinnerte er sich dieser sorgenvollen, weinenden Liebe, die sich aus schlechtem Gewissen selbst das Leben zwei Stunden lang so schwer gemacht hatte. „Also dann viel Glück — zu Ihrem Walter! Und zu Ihren Birkenholzmöbeln!" sagte er lächelnd, ehe er davonging.

Glück und Unruhe.

Reiseerlebnis von **Bernhard Schulz.**

Der Mann, der mir in der geräumigen und von ferienhaftem Lärm erfüllten Bahnhofshalle die Zeitung in die Tasche stopfen mußte, weil ich vor lauter Reisefieber nicht ein noch aus wußte, meinte lächelnd: „... aber schönes Wetter haben Sie, Herr!"

„Ja", sagte ich, „es ist sehr schön heute ... vielleicht möchtest du auch lieber verreisen, als hier stehen und Zeitungen verkaufen —?" Ich sagte „du". Ich war voller Glück. Es quälte mich, daß der Mann „Herr" zu mir sagte. Ich hatte diese Reise geschenkt bekommen. Irgendwo stand auch ich und diente den Menschen. Nun, dachte ich, du wirst ja sehen, was diese Reise für dich an Glück bringt.

Als ich mich gerade entfernen wollte, mußte ich doch noch ein Weilchen stehenbleiben, denn ein junges, schlank gewachsenes Fräulein trat an den Stand heran und sagte: „Zeitungen ... möglichst viele ... ich fahre bis Berlin ..."

Mir schlug das Herz höher. Ich hätte eigentlich weggehen sollen, es war sehr dumm, daß ich hier stehen blieb. Aber das Mädchen war wirklich nett, sah klug und wohlerzogen aus und trug sogar einen Knoten, und ich liebte Knoten mehr als alles, was die elegante Welt an Modeschöpfungen bieten konnte. Natürlich mußte das Mädchen, das ihn trug, groß und schlank sein.

„Dann kann das Fräulein ja mit dir fahren", sagte der Mann hinter seinem Verkaufstisch, und er tat ganz so, als sei es die einfachste Sache auf der Welt daß ich nun mit diesem Mädchen zusammenfuhr, „du willst ja auch nach Berlin, nicht wahr?"

„Ja", sagte ich. Es war gut, daß ich den Mann als Freund betrachtet hatte, ich hatte sogar „du" zu ihm gesagt. Aber damit konnte ich der blonden jungen Dame nicht kommen. Ich sagte „gestatten Sie?" Ich nahm ihren Koffer auf. „Ich bin sehr glücklich, daß ich die Reise mit Ihnen machen werde." Und dann sagte ich noch allerlei vom Wetter und vom Reisen und wie langweilig es sei, allein ... und so weiter.

Der Mann am Zeitungsstand pfiff eine Melodien hinter uns her. „Ein junges Mädchen, ein junger Mann ... so fängt es an ..." Ich kannte dieses Lied, und ich merkte wohl, daß meine Begleiterin es auch kannte. Ich hatte ihren Koffer an mich genommen, und nun würden wir beide nach Berlin fahren. Vielleicht verlief alles so, wie es das Lied schilderte. Ich tat alles Lächeln von mir ab, ich wurde geradezu väterlich und sagte: „So, hier können Sie sitzen, es ist ein wunderschöner Fensterplatz, viel Vergnügen!" Die beiden Koffer ballerte ich geräuschvoll in die Netze, und dann lehnte ich mich auf dem Gang breit ins Fenster, als beabsichtigte ich nicht im geringsten, mich mit ihr einzulassen. Das Programmäßige unserer Bekanntschaft war mir zuwider.

Aber es dauerte nicht lange. Ich hatte vielleicht erwartet, daß sie zu mir auf den Gang hinauskommen würde. Ich nahm ihr gegenüber im Abteil Platz, und dann unterhielten wir uns. Es war eine herrliche Fahrt. Blauer Himmel wölbte sich über der Landschaft. Schneeweiße Wolkenlämmer weideten über den Bergen im Westen. Wir konnten uns nun beide ins Fenster legen und den Wind um unsere Köpfe brausen lassen. Dabei sah ich erst, wie schön sie war, ich hatte in der ersten Verlegenheit nur den Eindruck lackroter Schuhe, eines meerblauen Kleides und hellblonden Haares gehabt, nun entpuppte sie sich als ein über alle Maßen gescheites und dennoch vor Übermut erregend lebendiges Geschöpf.

Ich bewunderte ihre geraden weißen Zähne, die paar Sommersprossen auf dem schmalen Nasenrücken, die feinen, nicht rasierten Augenbrauen. Es war an diesem Mädchen alles so, wie ich es schätzte. Dieses Mädchen hier war einfach und schlicht, schön wie eine Blume, die im Garten blüht. —

Ich warb, so gut es anging, um die Gunst meiner Begleiterin. Aber so einfach ließ sie sich nicht erobern, so auf der Reise, zwischen Rhein und Spree ... Ja, obwohl sie ganz offen zu mir sprach und mir viele ihrer Gedanken anvertraute, blieb doch noch etwas zwischen uns, in das ich kein Licht zu bringen vermochte. Manchmal lachte sie und schaute so glücklich versonnen, so ganz meine Gegenwart vergessend, in die flammendbunt vorbeigleitende Landschaft, daß es mich plötzlich heiß befiel, als hätte ich es mit einer zu tun, die das all s nicht wollte: Liebe, zusammen sein, heiraten, wenn's hoch kam. Es war etwas in ihrem Wesen, wie es Rehe an sich haben und manchmal auch Hunde.

Aber dennoch freute ich mich ihrer sprudelnden Heiterkeit. Wir plauderten und scherzten, träumten und lächelten, und einmal hatte sie sogar ihre weiche feine Hand auf meinen knochigen Pranken liegen ... Und da wurde ich still, daß es sie erschrak.

Ein bißchen Wehmut schimmerte in ihren Augen.. Sie war nun doch nicht ganz neutral gewesen, so, wie wir es stillschweigend vereinbart hatten. „Nein", sagte sie heftig, und dann lachten wir uns aus. Wir faßten uns unter den Arm und da der Zug gerade hielt, tranken wir auf dem Bahnsteig ein Glas Bier auf unsere Reisefreundschaft.

Sie sagte „Reisefreundschaft". Das hieß also, daß am Ende der Reise, da, wo wir uns voneinander verabschieden würden, unsere Freundschaft liegen bleiben sollte, verloren und entwertet wie die Fahrkarten, die wir abgeben mußten. War es so?

Ja. Ich wagte es nicht, sie um ein Wiedersehen zu bitten. Ich glaubte, daß sie es mir rundweg abschlagen müßte, sie, die von alledem nichts wissen wollte ... Wir tauschten am Bahnhof fröhlich einen Händedruck und stürzten jedes in eine andere Richtung davon.

Ich hatte Sorge um sie. Die große Stadt mit all ihren Lockungen und unbekannten Erlebnissen mochte der Teufel holen, wenn ich nur das Mädchen wiedersehen durfte! Mein Wunsch ging schnell in Erfüllung. Man sieht daran, wie klein die Welt ist. Aber der Teufel holte weder mich noch die große Stadt, nur später mal brachte er mir die Geschichte in Erinnerung: ich solle sie getrost den anderen Leuten erzählen und Geld mit meiner Geschwätzigkeit verdienen ...

Es war einige Tage später in einem botanischen Garten. Über die grüne Brüstung eines Schilfrosenteiches gebeugt sah ich zwei junge Menschen aneinandergelehnt stehen und in die untergehende Sonne schauen. Der Teich war dunkelrot von dem Licht, ein kühler Hauch wie nach einem Sprühregen lagerte unter den flüsternden Bäumen. Ich erkannte meine hübsche Begleiterin wieder. Ich stand fast neben ihr, — auch mich hatte es hierhin gelockt—, ich konnte sogar deutlich an ihrem Finger einen Ring glänzen sehen. Das war es also —?

Ich störte die beiden nicht, obgleich sie meine Schritte hätten hören müssen und wir drei die letzten Besucher des Gartens waren. Leise schlich ich über den knirschenden Kies in den lauten, von Autohupen und Scheinwerfern zerrissenen Großstadtabend.



Lustige Ecke



Die Perücke des Richters und das Interesse der Angeklagten.



„Möchten Sie dafür nicht so freundlich sein, mir die Adresse Ihres Friseurs anzugeben, Herr Richter?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg